



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

JIAMING TANG

# CINEMA LOVE

Aus dem Englischen von  
Nicolai von Schweder-Schreiner

Klett-Cotta

Klett-Cotta  
www.klett-cotta.de  
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH  
Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart  
info@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Cinema Love«  
im Verlag Random House, New York

© 2024 by Jiaming Tang

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,  
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes  
für Text und Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten

© Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München  
unter Verwendung eines Fotos von © mauritius images/Jon Bilous/  
Alamy/Alamy Stock Photos

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96607-7

E-Book ISBN 978-3-608-12387-6

*Für Mom und Dad*

# TEIL EINS

Da ist er: Versteckt sich im Keller und wartet auf Liebe. Oben ist ein Kino. Die Filme, die dort laufen, sind alt, für Außenstehende ist es ein Wunder, dass überhaupt jemand reingeht. Bei billigem Bier machen sie Scherze darüber. Eine Theorie ist Geldwäsche. Eine andere Menschenhandel, nur dass die Besucher alles kleine, nervöse Männer sind. Die einzige Frau, die je dort gesehen wurde, ist die Kassiererin. Die Strenge mit dem kaputten Bein. Jetzt schlurft sie gerade mit Kehrschaufel und Besen durch den Gang zur Kasse. Davor wartet ein Kunde, die Mütze tief in die Stirn gezogen. Sie verständigen sich wortlos. Während die Frau ihn mit ihren Blicken praktisch ableckt, hält der Besucher den Finger hoch – *Ein Ticket, egal wofür* –, bevor ein außergewöhnlich großer Schein von einer Hand in die andere wandert. Frau und Besucher nicken sich zu, woraufhin Letzterer sich wie ein Bandit ins Kino schleicht.

Der Besucher kennt das Kino wie die Falten im Gesicht eines Liebhabers. Es gibt zwei Flügel mit je einem Saal, einer Toilette und, im linken Flügel, einer hinter einer Schranktür versteckten Treppe. Sie führt in ein Untergeschoss, in dem der Besucher durch einen dunklen Gang geht. Vorbei an Graffiti und Zigarettenkippen über zerrissene Kinokarten in eine Rauchwolke hinein. Stroboskoplicht gibt es hier unten keins, aber er stellt es sich vor. Auch keine Musik und keinen Alkohol. Nur eine einsame Matratze auf dem Boden. Eine Glühbirne mit einer Kette. Und manchmal, wie jetzt, ein Mann, der auf Liebe wartet.

»Bist du ...?«, fragt der Mann.

Ja, sagt der Blick des Besuchers.

»Ah.«

Mehr Kommunikation gibt es nicht. Nur eine langsame Bewegung aufeinander zu. Herzklopfen und Staunen. *Ich kann nicht glauben, dass das hier wirklich passiert, denkt der Besucher. Ich kann nicht glauben, dass ich gleich ...*

Dann ein Schaudern.

Das Ächzen einer alten Matratze.

# 1

In New York, in Chinatown, erinnert sich ein Mann namens Old Second. Er hat Sommersprossen im ganzen Gesicht. Brandnarben und Mitesser, wie Seepocken an einem Wal. Zitternde Hände an langen haarlosen Armen zünden eine Zigarette an. Ein Deckenventilator kreist, durch das offene Fenster sieht man Menschen marschieren. Er beobachtet sie. Die meiste Zeit sind sie still, nur manchmal skandieren sie Worte, die er nicht versteht, halten Schilder hoch, die er nicht lesen kann. Er weiß trotzdem, worum es geht. Sie waren auch schon bei ihm, mit Kameras und Laptops.

*Hallo, mein Name ist ... Wir wollten Sie um Ihre Unterschrift bitten ... Würden Sie ...*

Und so weiter, bis Old Second in gebrochenem Mandarin sagt:

»Sicher.«

Old Second wuchs in den Bergen auf und ging insgesamt nur ein Jahr zur Schule. Bei seinen Geschwistern war es dasselbe. Die Mädchen gingen länger, die Jungen mussten direkt aufs Feld. Und das fanden sie auch gut so – angeblich hatten sie dadurch mehr Freiheit. Besonders im Sommer, wenn es heiß und schwül war. Statt Mandarin lernten sie fischen. Wie man aus alten Hemden und Wasserflaschen Reusen bastelt. Sie standen mit ihren Eimern im Fluss und warteten, regungslos, mit leuchtenden Augen. Dann, plötzlich, ein Schrei. *Da! Da ist einer!* Old Second erinnert sich, wie ein Ruck durch seinen Körper ging. Goldene, sehnige Haut, die Muskeln straff und hart wie Stahl. Er erinnert sich auch, wie seine Brüder sich an ihn lehnten, ihn nicht richtig umarmten, aber fast.

Jetzt, Jahrzehnte später, beobachtet er eine ähnliche Liebe draußen vor dem Fenster.

Er versteht die Worte und die Schilder vielleicht nicht, aber er weiß, worum es geht. Ein Mietstreik. Die Demonstranten wollen Chinatown retten. Die Mall am East Broadway mit den kleinen fuzhounischen Läden und die jahrzehntealten Restaurants in der Eldridge Street. Der Marsch begann vor drei Stunden – da waren es gerade mal ein paar chinesische Demonstranten, die durch die Straße liefen, als wollten sie einkaufen. Dann kamen eine Frau mit einem Lautsprecher und mehrere junge Leute in Löwentanz-Kostümen dazu. Passanten schlossen sich an, und schon bald darauf hatte sich eine Menschenmenge gebildet.

Von oben sieht es aus, als würden die Menschen sich umarmen. Old Second ist gerührt, er muss an früher denken. Nicht nur an seine Kindheit und die Geschwister, auch wie er mit siebenunddreißig anderen Männern vor dem Arbeiterkino in Mawei stand.

Das ist lange her.

Im August sind es fünfunddreißig Jahre.

\*

Aber gehen wir noch etwas weiter zurück. Nicht fünfunddreißig Jahre, sondern vierzig. Hier beginnt die Geschichte, in der ein Junge aus den Bergen lernt, dass das falsche Lachen tödlich sein kann. Old Second haben wir schon kennengelernt, aber es gibt noch ein paar andere Personen. Familie und Nachbarn, die im Hintergrund bleiben wie ein Pappwald in einem Theaterstück. Mutter und Vater. Große Schwester, Kleine Schwester, Old Third. Der Bruder namens Ältester spielt eine größere Rolle, aber auch nur ein bisschen. Er ist der älteste Sohn und arbeitet in einer Schweißerei in Fuzhou. Außerdem ist er der

Liebling der Familie, und das Schicksal will es, dass er 1980 bei einem Fabrikunfall ums Leben kommt. Andere wichtige Personen sind Old Seconds jüngster Bruder, Spring Chicken, und ein sechzehnjähriger Junge aus der Nachbarschaft, der auf den Namen Ein-Meter-Fünfundsechzig hört.

Keiner der Jungen wird seinem Namen gerecht. Spring Chicken hat Arme wie Streichhölzer und hellrosa Wangen. Statt braun zu werden, verbrutzelt er direkt in der Sonne. Erst wird er rosa, dann rot, und mit den Furunkeln, die sich dann bilden, sieht er aus wie eine gerupfte Gans. Er ist hässlich, deswegen lieben ihn die Leute. Dann ist da Ein-Meter-Fünfundsechzig, den lieben sie, weil er das Gegenteil ist. Den Spitznamen hat er seit seiner Kindheit. So groß sind alle Männer in der Familie außer ihm. Ein Riese mit einer Stimme so sanft wie ein Streicheln. Sie schleicht sich ins Ohr wie eine neugierige Katze und tobt sich aus, bis ihr langweilig wird und sie dir ein Stück von deinem Herzen stiehlt.

So wie bei Old Second.

Sommer 1980. Ein Dorf ohne Strom und Gas, dessen Name wörtlich übersetzt Hoher Berg bedeutet. Eines Morgens wird Ältester zu seiner Arbeit in Fuzhou aufbrechen und nicht mehr zurückkehren. Von Hoher Berg führt keine Straße nach Fuzhou, die Reise dauert einen Nachmittag und einen Abend. Spring Chicken sieht Ältesten aufbrechen. Mit seinen dunklen, runden, neugierigen Augen blickt er seinem Bruder hinterher, bis er außer Sichtweite ist. Hier oben sind so viele Bäume, so viele Orte, an denen man sich verstecken kann. Es hat seinen Grund, warum die Kinder in Hoher Berg nicht Verstecken spielen, und es hat nichts mit mangelnder Fantasie zu tun. Es ist einfach zu leicht. Zu leicht, auf einen Baum zu klettern und das Leben zu vergessen.

Heute ist Old Second mit Feuerholz Sammeln dran. Er hat

schon ein Bündel Reisig geschnürt und in seinen Korb gepackt. Das reicht noch nicht, aber jetzt ruht er sich erst mal am Bach aus, den seine Brüder Fluss nennen. In zwei Stunden ist der Morgen vorbei, dann hat die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Das Wasser spült den Schweiß unter den Armen und zwischen den Beinen weg. Ganz in der Nähe hat Ältester eine Reuse ausgelegt. Um ihn herum ist es still bis auf die Wassergerausche und das Rascheln der Blätter. Old Second nimmt an, es sei ein Tier, bis Ein-Meter-Fünfundsechzig neben ihm auf den Waldboden kracht.

»Mann«, sagt er. »Hast du mich erschreckt.«

»Ich hab *dich* erschreckt?«

»Das ganze Geraschel. Ich dachte schon, du wärest ein Bär.«

»Ein Bär, hier in der Gegend?«

»Ich hab schon mal welche gesehen. Die sahen genauso aus wie du.«

»Wo hast du einen Bären gesehen?«

»Genau hier. Er redet gerade mit mir.«

»Sehr witzig. Pass bloß auf, sonst komme ich vorbei. Ich weiß, wo du wohnst.«

Das Verspielte in seiner Stimme geht Old Second unter die Haut. Es ist nicht nur seine freche Art, die Sticheleien, er hat auch so einen Blick. Er kräuselt die Lippen, dass Old Second vor Wut die Wangen glühen. Sie betrachten sich als Freunde, auch wenn sie sonst nicht viel miteinander zu tun haben. Meistens nicken sie sich nur kurz aus der Ferne zu, tauschen einen Blick, aber ohne zu lächeln. Und jetzt sitzen sie hier, machen Witze, grinsen, und Old Second wird ganz warm im Bauch. Er ist fünfzehn und empfindet praktisch jede Emotion als Wut. So auch jetzt, wobei er diesmal nicht den Drang hat zuzuschlagen. Er hört zu, betrachtet die Muskelstränge, die wie Baumwurzeln an Ein-Meter-Fünfundsechzig Beinen entlanglaufen. Seinen geraden nackten Oberkörper unter dem hochgezogenen

Hemd. Am schlimmsten: sein Lachen, mit dem er ihn immer wieder kriegt.

»Kommst du oft her an diesen Bach, Bär?«

»Warum? Gehört er dir?«

»Sicher. Aber du bist jederzeit willkommen. Kostet auch nichts.«

Von dem Tag an hingen die beiden aneinander. Der eine, weil sein ältester Bruder und bester Freund Hoher Berg verlassen hatte, der andere, weil er sich langweilte. Und weil er neugierig war. *Wenn ich ihn frage, kommt er dann? Tagsüber schon, aber auch nachts?* (Er kam.) Sie sehen sich im Dunkeln an, betrachten Teile ihres Gesichts im Mondlicht. Ein Blick hier, ein Lächeln dort. Kein Wort, weil sie nicht wollen, dass man sie hört. Keiner von beiden spricht es aus, aber sie wissen, dass ihre Freundschaft nicht normal ist. Würde man sie erwischen, gäbe es Gerüchte. Obwohl sie sich nur still umarmen. Das erzählt Old Second jedenfalls seiner Mutter, als sie davon erfährt. Dass sie sich manchmal um zwei, drei Uhr morgens von zu Hause wegschleichen, lässt er aus. Auch das Warten, die Wut und die Ungeduld, weil er immer als Erster da ist. Genauso wenig erwähnt er, dass er an den Tagen davor die doppelte Menge an Arbeit erledigt. Solange er genügend Feuerholz sammelt und Süßkartoffeln ausgräbt, wird ihn auch niemand vermissen.

Außer Spring Chicken, der sich wundert, warum Old Second so viel arbeitet.

Mit seinen neun Jahren ist er neugierig und schnüffelt herum wie ein Hund. Er ist zu jung und zu schwach zum Arbeiten. Tag und Nacht sieht er seine Geschwister ihr Leben leben. Sobald ihm etwas verdächtig vorkommt, folgt er ihnen: durchs Gestrüpp, unter Bäume, über den Bach, den sie Fluss nennen. Und in letzter Zeit gab es da ein seltsames Verhalten. Erstens Old Seconds plötzliche Produktivität. Ein Bruder, der einfach so zusätzliche Arbeit leistet? Nicht in Spring Chickens Welt!

Zweitens die häufigen Ausflüge zum Fluss, ohne dass er je einen einzigen Fisch mitbringt. Nicht mal einen Umber, seinen Lieblingsfisch. Wenn Spring Chicken nachfragt, antwortet Old Second nicht. Stattdessen schweift sein Blick ab. Aber wohin? Hier ist ja nichts – in dem Zimmer, das sie sich teilen, sind nur Matten und Decken.

Vielleicht ist er erschöpft. In letzter Zeit gähnt er oft, manchmal schon, bevor die Sonne untergegangen ist. Auch am Abendbrottisch oder wenn er sich wäscht. Erst gähnt er, dann schmatzt er, und manchmal rülpst er seinen Schwestern direkt ins Gesicht. Abends schläft er als Erster ein und vergisst dabei, die Mückenvorhänge runterzulassen. Dann muss Spring Chicken es machen. Er weiß nicht, dass Old Second sich aus dem Haus schleichen will. Deshalb schläft er in seinen Sachen und lässt nach dem Essen die Küchentür auf.

Aber all seine Bemühungen sind vergeblich, denn eines Nachts wacht Spring Chicken auf. Nicht wegen irgendwelcher Geräusche – er muss einfach pinkeln. Und auf dem Weg zur Latrine sieht er Old Second heimlich davonschleichen. Spring Chicken folgt ihm den Pfad hinunter in den Wald. Unter ihren Füßen knacken die Zweige. Schließlich erreichen sie eine Lichtung. Spring Chicken ist ein ganzes Stück hinter ihm, aber er hört das Wasser, das Quaken der Ochsenfrösche. Fahles Mondlicht dringt durch die Wipfel. Und im Schimmern der Glühwürmchen sieht er neben seinem Bruder eine andere Gestalt stehen: einen katzenhaften Jungen mit einer Haut so blank wie poliertes Metall. Spring Chicken hat Angst, hütet sich aber zu schreien. Tatsächlich gibt keiner der drei einen Laut von sich. Selbst als Old Second die Gestalt berührt und die Gestalt ihn. Ganz zärtlich, wie eine Mutter, die ihr Kind streichelt. Doch dann dreht die Gestalt sich um, entdeckt Spring Chicken und muss lachen.

Oh, die Berge. Die Mücken nachts und die Kaninchen, die hinter den Bäumen vor sich hin mümmeln. Man kann sie nicht sehen, aber sie sind da. Immer. An einem Ort wie diesem spielen Worte keine Rolle. Nur die Sprache der Körper und das Geräusch von Maschinen. Hörst du die Maschinen? Sie kommen langsam näher, aber für die Dorfbewohner immer noch zu schnell. Viel zu schnell. Eine Straße wird gepflastert, ein Telefonmast aufgestellt. Dann noch einer und noch einer – Riesen, gehüllt in Schotterstaub. Der Bach, den Old Second Fluss nennt, wird zum Rinnsal, und die Flaschenfallen mit den Umben darin sind im Schlamm begraben.

Old Second ist nicht mehr da, und der Geliebte mit dem unpassenden Namen auch nicht. Ihre Freundschaft endete in der Nacht, als Spring Chicken sah, wie sie einander hielten.

Das kostbare Geheimnis, das einst zwei Jungen teilten, teilen nun andere. Spring Chicken, der es seiner Mama erzählt, die es ihrem Mann erzählt, der die Faust ballt, als Old Second an den Abendbrottisch kommt. Und die anderen Dorfbewohner werden es auch erfahren. Sag mal einem neunjährigen Jungen, er soll ein Geheimnis für sich behalten. Am nächsten Morgen kennen selbst die Bäume die Wahrheit, natürlich nicht ohne sie ein wenig auszuschmücken.

*Hast du das mit Old Second gehört?*

*Und dann noch mit Old Guans Jungen.*

*Ich fand ihn schon immer komisch. Zu hübsch für diese Welt.*

In späteren Jahren wird Spring Chicken noch mal darüber nachdenken, was er auf der Lichtung gesehen hat. Damals hat er seiner Mama erzählt, Old Second und der andere Junge hätten sich geküsst, aber Alter und Abstand haben sein Gedächtnis geschärft. Er kommt zu dem Schluss, dass er sich geirrt hat. Die beiden Gestalten, die sich wie Ranken umschlangen, hatten sich lediglich berührt. Der eine hatte dem anderen mit seiner goldenen Hand über den Rücken gestreichelt, der andere

immer nur geseufzt. Es war nicht die schmutzige Verführung gewesen, als die seine Mutter es bezeichnet hatte. Die Prügel war nicht gerechtfertigt gewesen. Und auch nicht, dass sein Baba Old Second zwang, stundenlang draußen vor dem Haus zu knien, und wenn jemand es wagte, ihm zu helfen, bekam er eine Ohrfeige. Er muss an seine Mutter denken. Dass sie nie mehr mit Old Second geredet hat und so tat, als wäre er gar nicht da. Selbst als Ältester starb und Old Second zum Arbeiten nach Mawei zog, durften die Geschwistern nicht mit ihm sprechen. Nicht mal verabschieden durften sie sich von ihm.

## 2

Siehst du sie? Die hinkende Frau mit den Einkaufstüten. Sie geht langsam die Straße hinunter und sieht einen hasserfüllt an. Vielleicht liegt es an der Hitze. Der Schweiß tropft ihr von den Händen, während der Karpfen, den sie gekauft hat, in der Plastikfolie verdirbt. Sein glänzender Schwanz ragt hinter einem Bündel Schnittlauch hervor, in der anderen Tüte schmilzt eine Packung Eis. Die Demonstranten riechen den Fisch, ein paar von ihnen bilden es sich zumindest ein. Hauptsache, sie haben einen Grund, sie zu verachten, diese Frau, die sie für ihre Feindin halten. Sie hat etwas Hochmütiges. Eine Miene wie ein Naserümpfen, wie wenn man auf der Straße einen Bettler sieht und sich die Hand vors Gesicht hält. Mit den Worten eines der jungen Männer: »Bei den Leuten heutzutage kann man nie wissen.« Damit hat er nicht ganz unrecht, aber auch nicht recht. Es stimmt, die Frau interessiert sich nicht für die Demonstranten. Sie glaubt erst an die Mietminderung, wenn sie eintritt, und im Moment hat sie einen Karpfen, der ihr in den Händen verdirbt, und einen Haufen Leute, die ihr im Weg stehen. Die Weißen schubst sie beiseite, vor allem wenn sie für Fotos posieren. Zu den Chinesen ist sie netter, aber ihre Sympathie gilt allein den Alten.

Ein paar von ihnen sind ihre Nachbarn, zwei davon illegal. Sie findet sie nicht mutig, sondern dumm. Was, wenn euch die Polizei erwischt, und was, wenn ihr euch mit dieser neuen Krankheit ansteckt? Vorsicht ist besser als Nachsicht, besonders in diesem Teil der Welt. Kopfschüttelnd steigt sie die Stufen zu ihrem Haus hoch. Sie sind seit Wochen nicht gefegt worden, überall liegen Papierfetzen rum. Kassenzettel, Lotto-

scheine, Rubbellose, eine Kinderzeichnung – hässlich. Ihre Wohnung liegt im zweiten Stock, eine Zweizimmerwohnung. Als sie den Schlüssel aus der Tasche schüttelt, geht die Tür auf.

»Hast du die Garnelenpaste bekommen?«, fragt Old Second.

Ohne zu antworten, stellt die Frau die Einkäufe in den Kühl-schrank. Sie sind seit dreißig Jahren verheiratet und reden sich nur selten mit Namen an. Ein Grummeln ist Gruß genug. Statt sie Bao Mei zu nennen, räuspert Old Second sich und schaut in ihre Richtung. Es ist die Art von Kommunikation, wie man sie oft bei alten Paaren bemerkt, die schon viel miteinander erlebt haben.

»Draußen sind tausend Grad, und dann die ganzen Leute«, sagt Bao Mei.

»Hast du an die Garnelenpaste gedacht?«, fragt Old Second noch mal.

»Gab's nicht.«

»Sicher? Du musst in den Laden an der Canal Street gehen.«

»Warum gehst du nicht selbst, wenn du so gut Bescheid weißt?«

»Ist nur eine Straße weiter. In fünf Minuten bist du wieder da.«

»Okay«, sagt Bao Mei und hält ihm die Einkaufstaschen hin.

»Dann geh du doch. Quetsch dich durch die Menschenmassen. Mein Gott. Draußen ist es so stickig und schwül. Man muss die Leute nur berühren, schon klebt man an ihnen fest.«

»Geh einfach andersrum. Die sind ja nur am einen Ende der Straße.«

»Ich hab keine Zeit, mit dir zu reden. Ich leg mich hin. Ich kann nachts nicht schlafen, wenn so viele Menschen unterwegs sind.«

»Die Demo läuft doch erst seit heute Morgen.«

»Wie du meinst.« Sie liegt auf dem Futon und blinzelt. »Hoffen wir mal, dass es ihnen nicht so ergeht wie uns.«

Zusammen erinnern Bao Mei und ihre Träume sich an alles. Aber es sind nicht nur die eigenen Erinnerungen, auch die der anderen. Ihr Körper zuckt im Schlaf, genau wie ihr Mund – sie verschluckt sich an Wörtern, die ihr im Wachzustand nicht einfallen. Heute jedoch dringt ein Schrei über ihre Lippen und vermischt sich mit der feuchtheißen Augustluft. Als sie aufwacht, hört sie Old Second aus dem Schlafzimmer angelaufen kommen. Sie hasst das. Es ist immer dasselbe. Er fragt, ob alles in Ordnung sei, sie sagt, sie habe schlecht geträumt. Nein, sie wolle nicht darüber reden, ja, sie hätte gern ein Schälchen Leitungswasser. Je wärmer, desto besser, dann schmeckt es nicht so nach Blut. Sie schwenkt es in der Schale und sieht sich in der Wohnung um, die sie als Mann und Frau zusammen eingerichtet haben.

Es gibt nur ein Schlafzimmer, und das hat keine Tür. Stattdessen einen Vorhang, der zu kurz ist und ein bisschen unhandlich. Vom Wohnzimmer aus sieht man die Beine alter Möbel. Ein zerkratzter Bettpfosten. Wacklig wirkende Tischbeine. Was man nicht sieht, sind eine mit einem Tuch bedeckte Kommode, ein alter Fernseher und eine Matratze, die Bao Mei zu hart ist. Auf dem Ding bricht man sich die Knochen, und sich nachts umzudrehen, ist wie eine Stunde auf der Folterbank. Nein, nein. Nicht gut. Lass den alten Sack ruhig darauf schlafen, wenn er will. Bao Mei schläft lieber auf dem Futon. Davor steht ein Tisch, also schläft sie mit dem Gesicht in den Kissen, die weich wie Bauchfleisch sind. Auf dem Tisch liegen ein paar Dinge, von denen sie sich beschützt fühlt. Eine Brieftasche mit Bildern von ihr und Old Second. Ein Handy und eine TV-Fernbedienung. Nach einem von beiden greift sie, wenn sie aus einem bösen Traum erwacht. Dann muss sie nur auf einen Knopf drücken und kann sich ein Video ansehen, um die Albträume in Schach zu halten. Aber vorher greift sie nach dem wichtigsten von allem: einem alten Schlüsselbund, noch älter als ihr Kummer.

Bao Mei steht mit den Schüsseln in der Hand am Fenster. Draußen wird weiterdemonstriert, aber niemand hält mehr Reden, niemand schreit mehr herum. Nur das gleichmäßige Eins-Zwei, Eins-Zwei Dutzender Schritte und das Flattern der Banner. Mit Slogans und Hashtags. »Mieten runter!« »Rettet Chinatown!« »Bitte spenden!« Online findet man Links zu Hilfsfonds und Venmo-Konten. Künstler haben für Restaurants T-Shirts mit – wie Old Second sagen würde – grässlichen Motiven designt. Ein schwarzes Polyester-Shirt mit drei lächelnden Brötchen darauf ist keine fünfundzwanzig seiner sauer verdienten Dollar wert. Aber Bao Mei kauft sie. Heimlich. Nicht weil sie die Dinger haben will, sondern weil die East Broadway Mall zu wichtig ist, um sich in einen Traum aufzulösen. In letzter Zeit wünscht sie sich manchmal, es hätte damals, vor fünfunddreißig Jahren, einen Fonds gegeben, um ihre Freunde und den Geist ihres Bruders zu retten.

*Was wenn, denkt sie. Was wenn, was wenn, was wenn.*

### 3

Im Jahr 1984 gibt ein Priester der jungen Bao Mei eine Liste mit Zahlen. Das seien die Termine für die Beerdigung ihres Bruders. Er erklärt ihr auch, zu welcher Uhrzeit die Leiche am besten transportiert wird. Wann sie am besten die Erde aufgraben und wann sie ihn einäschern – falls die Familie das plane. Bao Mei nimmt die Liste, nickt dankbar und schnieft. Das tagelange Herumrennen und um Gefallen Bitten hat sie ganz krank gemacht. Wie sich herausstellte, ist der Tod nicht bloß traurig. Er ist auch extrem unangenehm. Verwandte müssen benachrichtigt, Arbeiter beauftragt werden. Ihr Vater ist in seiner Trauer zu nichts mehr zu gebrauchen, er hockt den ganzen Tag auf dem Feld und wässert mit blutunterlaufenen Augen die Pflanzen. Zu Hause starrt er ins Leere oder auf den Sarg seines Sohnes, der einen klitzekleinen Spaltbreit geöffnet ist. Wenn er sich allein wähnt, holt er tief Luft. Fängt an zu schluchzen, dann zu heulen.

Bao Mei hört ihn oft. Seine Schritte, sein endloses Schluchzen. Und immer wieder dieselben Worte: »Hen Bao ... mein Erbe ... mein Junge.« Sie kann nicht schlafen und spürt, wie sich so etwas wie Wut in ihrer Brust festsetzt. Die Wut erweist sich als Schleim, und dieser Schleim entwickelt sich zu einer Krankheit. Jetzt jedenfalls läuft sie vom Tempel nach Hause, in der Hand eine Tasche mit ein paar Utensilien für die Beerdigung. Totengeld, Räucherstäbchen, eine weiße Trauerkappe. Es ist November, was in diesem Teil von China viel Wind und noch mehr Regen bedeutet. Die Äste der Bäume schwanken und machen Geräusche, wie wenn ein kleiner Junge redet. Bao Mei glaubt, es sei Hen Bao, der versucht, Kontakt zu ihr auf-

zunehmen. Schon als Kind, wann immer sie getrennt waren, hat er ihr Träume geschickt. Auch an dem Tag, als er wegging, um in der Hosenfabrik in Mawei zu arbeiten, und auch an dem Tag, als er starb.

Die Träume sind so alltäglich, dass sie sich anfühlen wie Erinnerungen. In einem sitzen Bao Mei und Hen Bao in ihrem gemeinsamen Zimmer und sprechen darüber, was sie gegessen haben und was sie noch essen wollen. In einem anderen führt er sie durch seine Wohnung neben der Hosenfabrik in Mawei, und in einem weiteren sieht Bao Mei die Fabrikhalle, die Kantine, die Wanderarbeiter und die Küchenhilfen, und manchmal essen sie Burger mit einem Mann, den Hen Bao ihr als »Freund« vorstellt. »Wir kennen uns aus dem Kino«, sagt Hen Bao, und Bao Mei fragt lieber nicht näher nach. Der letzte Traum, in der Nacht, bevor ihr Bruder gestorben ist, hat sich Bao Mei besonders ins Gedächtnis eingebrannt. Sie sieht das Kino von außen, verfallen und zugemüllt. Als ihr Blick auf die unheimliche, allzu vertraute Frau an der Kasse fällt, rennt Hen Bao plötzlich an ihr vorbei. Seine letzten Worte sind: »Ich muss da rein, das verstehst du jetzt noch nicht, ich muss ...«

An diesem Morgen wacht Bao Mei mit einem ängstlichen Gefühl auf. Ihr Vater auch, und offenbar auch die Hühner, die keine Eier gelegt haben. Sie wissen es. Noch bevor der Mann mit der traurigen Nachricht vor der Tür steht – »Setzt euch, Onkel, Schwester, ich muss euch etwas sagen« –, wissen sie Bescheid.

Interessant, wie anders der Tod doch im echten Leben ist. Bao Mei war schon oft im Kino, und da hat der Tod immer etwas Gewaltiges, etwas Dramatisches, Heldenhaftes. Da wird losgeheult und sich mit der Faust an die Brust geschlagen. Jammernde Soldaten und eine Frau-Mutter-Tochter, die zusammengebrochen am Boden liegt. Als der Mann vor ihrer Tür

steht, will Bao Mei weinen, aber ihre Augen sind trocken wie Kreide. Eine Traurigkeit, bössartiger als die Monsunwinde, befällt sie über die gesamte Trauerzeit, aber sie vergießt keine Träne. In der Öffentlichkeit tut sie, als würde sie schluchzen, weil die Leute einen sonst komisch anschauen, und dann entstehen Gerüchte.

Bao Mei erinnert sich, wie ihr Vater den Preis von Hen Baos Sarg mit einem Schreiner verhandelt, der behauptet, Verlust dabei zu machen. Wie der Handwerker auf seine drei Töchter zeigt, die im Vergleich zu ihr wie Königinnen gekleidet sind, und sagt, sie müssten schließlich auch essen. Wie ihr Vater im Laden niederkniet, ihn anfleht, wenn auch nicht ohne Würde: »Bitte helfen Sie uns, mein Herr. Wir sind arm. Komm, meine Tochter, komm. Knie mit mir.«

Und dann der Morgen, als sie Hen Baos Leichnam sieht. Ein Gesicht in einem billigen, mit Stoffetzen ausgekleideten Sarg. Er wirkt entspannt, als würde er gleich aufwachen. Nicht wie die Leichen, von denen die Alten erzählen. Die sterben, ohne es zu wollen, denen man die Augen mit Münzen beschweren muss. Nein, Hen Bao gleicht einem Kind, das eingeschlafen ist. Nur, dass er nicht atmet. Seine Brust bewegt sich nicht, was Bao Mei in einem Moment der Wut für einen Trick hält. *Warum darf er in Frieden ruhen? Warum muss Vater knien, und warum ich auch?*

Sie will ihn kneifen.

Früher hat sie ihn gekniffen, wenn sie sich gestritten haben, das war immer eine Genugtuung. Jetzt hat sie einfach nur Angst. Hen Baos Gesicht sieht ganz anders aus, als sie es sich vorgestellt hat. Sie hat erwartet, dass die Wangen schlaff sind. Die Poren ölig. Was sie nicht erwartet hat, sind die Sägespäne an ihren Fingern. Grob und haarsträubend. Was sie nicht erwartet hat, ist die Wunde, die nicht blau wird, die Wunde, die nicht mehr verschwindet.

Während die Verwandten auf Hen Baos Beerdigung singen, starrt Bao Mei ins Leere. Sie sitzt hinten, ärgert sich und versucht, ihre Wut zu unterdrücken. Die Trauer bohrt sich wie ein Messer in ihren Nacken. Sie kann das Theater kaum ertragen. Ihr schluchzender Vater, die Gesänge der Priester. Die lauten Gebete der Onkel, wie sie tanzen und so tun, als wollten sie sich gegen den Sarg werfen. Bao Mei weiß, dass man das so macht auf einer Beerdigung. Aber mit einer solchen Unverfrorenheit – einer Wildheit, als hätten sie Freude daran –, dass sich ihr die Nasenflügel aufblähen. Was wissen diese Menschen über den Tod eines Geschwisters? Über Hen Bao, der nie wieder ein Kleidungsstück nähen, nie wieder einen Witz erzählen wird? Am Ende werden sie nach Hause gehen und sich gegenseitig auf die Schultern klopfen. Aber Bao Mei wird für immer damit leben müssen, dass ihr Bruder nicht mehr da ist. Da helfen auch keine Geister.

Zwei Priester geben das Zeichen für den nächsten Schritt. Wie es der Brauch vorsieht, tragen die Angehörigen den Sarg zu einem von Schamanen bestimmten Platz. Aber heute stürmt es, der Wind peitscht Bao Mei um die Ohren. Sie versucht, das Geflüster einer Nachbarin zu ignorieren und auch dass ihr Vater wie ein Betrunkener hinter den Sargträgern hergeschleppt werden muss. Um sich abzulenken, denkt Bao Mei über Geld nach. Sie selbst hatte nie viel, und ihre Arbeit reicht nicht aus, um die Familie zu ernähren. Das Schlimme ist, dass ihr Vater nur saisonbedingt und je nach seinem Gesundheitszustand arbeiten kann.

Inzwischen hat er morgens nicht mehr die Kraft, Steine zu schleppen. Nicht in seinem Alter und nicht, wenn er um seinen einzigen Sohn trauert. Diese Arbeit schafft er nur noch zweimal, mit Glück dreimal die Woche. Sie ist schwer und schlecht bezahlt, und die Regierung hat genug Männer, die sie anwerben kann. Bao Mei sieht die Schilder überall. »Helft China expan-

dieren, hilft China bei der Modernisierung!« Berge mit Namen wie »Stein« und »Trommel« verändern sich als Erste. Die Hänge werden abgetragen, aufgebohrt und Tunnel hineingesprengt. Straßen werden gebaut. Masten errichtet, Tempel renoviert. Wenn man Pech hat, nimmt einem die Regierung das Land weg. Sie versprechen einem eine Entschädigung, aber die wird nicht hoch genug sein. Es ist nie genug. Und wenn man Nein sagt, riskiert man sein Leben. Bao Mei hat so was schon öfter gehört: Wer ablehnt, dem schickt die Regierung einen Trupp Schläger vorbei. *Eigene Dummheit*, denkt sie. In dieser Situation würde sie alles Geld nehmen, das sie kriegen kann.

Denn hier ist noch etwas, das sie über den Tod erfährt: Er ist teuer. Der Tod bedeutet, für die Beerdigung bezahlen zu müssen und ein Einkommen zu verlieren. Hen Bao hat jeden Monat einen Teil seines Gehalts nach Hause geschickt, und jetzt muss Bao Mei die Differenz ausgleichen. Niemand erwartet das, niemand verlangt es von ihr. Aber während der Beerdigung ihres Bruders wird ihr klar, dass sie genau das tun muss. Innerlich ist sie vollkommen ruhig.

\*

Hen Baos Geist umweht die Schultern der Trauernden wie warme Luft. Er schwebt über und manchmal jenseits der Bäume und sieht zu, wie sie Erde auf seinen Leichnam schütten. Kies fällt in den Sarg, um den seine Schwester betteln musste, beschmutzt sein Gesicht und den Anzug, der seinem Vater gehörte. Als Hen Bao noch lebte, fand er ihn nicht schön. Die Farbe ist schrecklich und der Stoff billig. Früher hat er sich darüber lustig gemacht, nur über seine Leiche würde er so ein Ding anziehen. Und jetzt: Ist er eine Leiche *und* hat das Ding an, und als ihm das bewusst wird, bekommt er einen Wutanfall. Tagelang geistert er herum und bläst jedes Feuer aus. Wenn

sein Vater Holz im Ofen anzündet, versucht Hen Bao, die Glut zu löschen. Aber so schnell wie ein Mensch Kohlen aufschichtet, da kommt ein Geist nicht hinterher. Und wenn er noch so sehr flucht und mit den Füßen aufstampft, der Mensch wird immer gewinnen.

So wie Bao Mei immer gewinnt, wenn es darum geht, Kerzen in ihrem Zimmer anzuzünden. Um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, pustet Hen Bao sie aus, aber sie zündet sie jedes Mal wieder an, ohne es zu merken. Sie wundert sich nicht mal, wie seltsam schwach die Kerzendochte sind. Oder dass es im Zimmer zieht, obwohl es weder Fenster hat noch Risse in den Wänden. Nach dem Tod ihres Bruders ist sie wie benommen. Trotz Wind und Novemberregen läuft sie ohne Jacke durch die Gegend. Vor Tagen sah Hen Bao sie beim Sargmacher zusammen mit ihrem Vater in einem ebenso dünnen wie hässlichen Gewand knien. Voller Hass musste er mit anhören, wie der Sargmacher jedes vernünftige Angebot ablehnte. Schließlich musste er eingreifen, indem er in den Kopf des Handwerkers stieg und alles kurz und klein schlug.

Hen Bao kann nur dort sein Unwesen treiben, wo die Menschen auch an Geister glauben. Woanders würde man seine Präsenz wegdiskutieren. Ja, für nichtig erklären. Dass Bao Meis Kerzen ausgehen, ist zum Beispiel gar nicht so seltsam, wenn man bedenkt, wie alt die Dochte sind. Oder auch, dass ihr Vater in seinem Kummer ständig die Tür öffnet und wieder schließt. Dann wehen die Novemberwinde durchs Haus und blasen alles aus – das Feuer im Ofen zuerst. Gläubige hingegen werden diese Ereignisse als das Werk eines Geistes deuten. Sie zünden Weihrauch an, verbrennen Totengeld und stellen Schalen mit Reis auf rot gestrichene Altäre. Ein kalter Hauch am Arm, und schon ändern sie ihre Route. So geht es schließlich auch Bao Mei, als sie nach der Beerdigung ihres Bruders den Berg hinunterläuft und ihr Trauergewand sich auf der Brust rot färbt.

Zu Hause angekommen erinnert sie sich an Hen Baos letzte Worte.

*Ich muss da rein, das verstehst du jetzt noch nicht, ich muss.*

Hen Bao sieht ihr von der Zimmerecke aus zu. Er sitzt auf einer Bambuskommode, die Beine baumeln über einem Haufen schmutziger Wäsche. Das Trauergewand. Das weiße Stirnband und die Stoffschuhe – zerrissen und schlammverkrustet. Bao Mei wirft ihre roten Socken zwischen seinen Beinen durch. Aber das stört ihn nicht, so aufgeregt und erleichtert ist er. Wenn sie ins Kino geht, kann er bestimmt wieder mit ihr kommunizieren. Innerhalb dieser Mauern existiert eine Kraft, die das Verborgene in den Menschen hervorholt. Zum Leben erweckt. Wie als er zum ersten Mal da war und ein Mann ihm eine Zigarette anbot und Hen Bao lernte, dass Liebe nach Schweiß, Speichel und Pisse riecht. Oder beim zweiten Mal, als er den Verstand verlor, weil ein Mann ihm sagte, er habe einen Ehemann, der in der Bank arbeite.

»Einen was?«, fragte Hen Bao.

»Einen Ehemann.«

»Einen Ehemann?«

»Einen Ehemann.«

Das Kino ist ein Ort, an dem eine bestimmte Art von Realität aussetzt. Wenn ein Mann mit der Hand die Finger eines anderen streift, ist dessen erste Reaktion, sie zu packen. Fest. Und dann fester und noch fester, bis diese namenlose, geruchlose Blume erblüht. Im Kino spielt es keine Rolle, was die Eltern von einem erwarten. Der Vater, der will, dass der Stammbaum weitergeführt wird (wozu?), die Mutter, die unbedingt Enkelkinder will. Hen Bao lächelt, als er seine Schwester sieht, und sein Lächeln beruhigt sie. Sie liegt im Bett, macht sich Sorgen um Geld, da taucht vor ihrem inneren Auge plötzlich das Arbeiterkino in Mawei auf.